

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 8 (1867)

Artikel: Gedankenstriche eines reisenden Unterwaldners
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

armes Husvölk oder (einen) Bruder, der der Kapelle abwarte mit Zünden und Lüten.“ — Dem Sigrist wurde besonders streng überbunden, bei herannahendem Gewitter die St. Joders-Glocke zu läuten welcher eine außerordentliche Kraft wider Unwetter zugeschrieben wird. Die größere Glocke trägt wirklich die Inschrift: „Ich bin goßen zu Gottes, Maria, Joder Ehr. Alsbald (ich) Kling, Ungewittr, dannen zwing.“ — Die kleinere, viel ältere, im Jahr 1574 gegossene Glocke trägt an der Krone den lehrreichen Spruch unseres Heilandes: *Selig sind,*

die das Wort Gottes hören und behalten.“

Soviel, lieber Kalenderleser! von der trauten Berggemeinde Alzelen, seinen Gotteshäusern und seinen Geschicken. Führt dich die Landstraße in's Grafenort am Fuße von Alzelen vorbei, blicke auf zu St. Joder und zu U. L. Frau in der Bettelrüthi, und empfehl dich ihrem Schutz; denke aber auch an Kueni ab Alzelen und den sel. Konrad Scheuber: jener hat einen Tyrannen, dieser die Welt und sich selbst überwunden.

Gedankenstriche eines reisenden Unterwaldners.

Mit Erlaubniß.

S' ist einmal Einer auf Reisen gegangen und beim Reisen sind ihm, wie andern Leuten auch, gar wunderliche Dinge eingefallen, insonderheit am Bundesitz zu Bern. Und weil er eben auch ein armes Eva-kind, so hat er zu wenig Maul gehalten und seine Gedankenstriche sind ihm, wie's eben öfters geht, zu leibhaftigen Worten geworden und kamen in die Druckerei. Der Drucker nicht faul, stellt sie auf in Reih' und Glied und thut sie in den Kalender. Und was einmal der Kalender weiß, das weiß das ganze Land. D'rüm aufgepaßt, was Einer denkt, der Drucker ist nicht weit und der Kalender hat dünne Ohren und weiß er was, so bringt er's aus. Und s' ist eben gar entsetzlich schwer, zu denken, daß es allen Leuten gefällt, besonders da gar Biele meinen, nur sie allein können was Gescheidtes denken. Unser Reisender hat's erfahren. Seine Gedankenstriche kamen hin und wieder nicht apparte gut an und manch Einer hat ein Haar darin gefunden oder zu viel Pfeffer und Salz und es murrten die Leute und die Schriftgelehrten wehklagten über all das lose Zeug, was Einer denkt, besonders was Einer denkt in Bern. Aber Unsereiner meint, es könnte sonst Einer von Rechts wegen noch viel Aegeres denken in Bern, wenn er wollte und wenn's Einer nicht denkt, oder wenn er's denkt, aber nicht in den Kalender thut, so ist's um dessenthalben noch um kein Haar besser in Bern. Doch jetzt die Feder frisch zur Hand, wir sind

z' Freiburg in dem Schweizerland.

Es kann Einem gar kuriose Sachen träumen. Da ist man zum Beispiel weit von Haus und Hof mitten in einem dicken dunkeln Wald ganz mutterseelenallein. Man weiß auf der lieben Welt nicht, wo aus und wo an und mühsam, als wären die Beine von Guheisen, schleppt man sich über Stock und Stein, durch Dornen und Gesträuche. In der Nähe rauscht und tost' ein wilder Bach und aus einer Höhle schleicht ein grimmig Thier daher, brandkohlenerdenschwarz und zündet mit den Augen, daß ein Grausen ist. Man will fliehen, so viel man kann und mag, aus allen Leibeskräften und kommt doch nicht voran. Zentnerschwer ist's Einem auf der Brust und immer gewaltiger pocht das arme Herz, als wollt' es hinaus und davon. Jetzt in der höchsten Angst schlägt's wundersam an unser Ohr; ein wohlbekannter Klang; feierlich und ernst schallt's in die scheidende Nacht und in das klopfende Herz; es ist — die Betglocke — man erwacht und betet das Ave Maria, gar selig und froh, daß es nur ein Traum war. — Ungefähr so, wie nach solchem Erwachen war mir um's Herz, als wir den Bundespalast zu Bern aus den Augen hatten und uns der Dampf nach Freiburg brachte. S' ist freilich auch gar Manches anders geworden in dem lieben Freiburg, seit Unsereiner vor 30 Jahren da-selbst auf den Schulbänken gesessen. Es „bernerlet“ auch schon ein wenig hin und wieder und man merkt's überlaut, daß die liebe Eidgenossenschaft in

ihrer Muttersorge ein bisschen grob gemacht, als sie nach dem sogenannten Sonderbund das verloren geglaubte und wiedergefundene Freiburg zum Friedensküß umarmte; denn manch ehrwürdiges Kloster ward dabei erdrückt und mancher katholischen Anstalt das Genick gebrochen. Und daß es nicht noch viel ärger gegangen und daß in Freiburg noch katholischen Glauben und katholisches Leben blüht, da ist einmal der Bündesrat, der sonst an Vielem Schuld ist, sicherlich nicht Schuld daran und seine gehorsamen Diener in Freiburg auch nicht. — Aber ganz eigen wird's Einem doch um's Herz, wenn man nach vielen langen Jahren wieder einmal in eine Stadt hinein kommt, wo man einen Theil der schönen Jugendzeit so glücklich und froh verlebt hat. Da ist keine Gasse und in der Gasse kaum ein Haus, an welches sich nicht heitere oder trübe Erinnerungen knüpfen an eine längst vergangene Zeit. — Da auch in Freiburg, wie an andern Orten, die Eisenbahn nicht auf Unsereinen wartet und wir nur wenig Zeit hatten, so zeigte ich in aller Eile meinen Reisegefährten einige Schenkwürdigkeiten der Stadt. Unser erster Gang war in das Kollegium zu St. Michael, das der hochselige und hochverdiente Petrus Canisius im Jahr 1584 gestiftet und das seine Mitbrüder, die ehrwürdigen Väter Jesuiten durch hohe Wissenschaftlichkeit und frommes Wirken Jahrhunderte lang berühmt gemacht haben, bis sie das liebe freie Vaterland verlassen mußten, um den Juden aus allen Herren Ländern Platz zu machen. Da sieht man noch die Zelle, in welcher der selige Canisius so viele Stunden gewacht, gebetet und gearbeitet, um seinem geliebten Freiburg und der gesammten Schweiz das kostbare Kleinod des wahren katholischen Glaubens zu bewahren; jene Zelle, die er mit seinen ausgezeichneten Tugenden geheiligt und wo er seine hl. Seele am 22. Christmonat 1597 in die Hände seines Schöpfers übergab. Nicht ohne eine gewisse innere Wehmuth betrat ich die schöne Kirche, in welcher einst Tag für Tag so viele hundert studierende Jünglinge aus allen Gauen unseres lieben Schweizerlandes, ja aus allen Reichen Europa's und selbst aus den entferntesten Welttheilen den lebendigen Gott auf dem Altare in den verschiedensten Sprachen angebetet haben. Wo sind sie wohl hingekommen diese zahllosen Mitschüler, die einst mit mir in diesen hl. Hallen gebetet? Leben sie wohl noch oder sind sie vielleicht bereits heimgegangen in die Ewigkeit? Was ist etwa aus ihnen geworden, die mit mir im gleichen Stuhl, an meiner Seite waren? Und die vielen berühmten Prediger, die uns so oft mit ihren ausgezeichneten Vorträgen erbaut und die vortrefflichen Seelenführer,

die uns so einsichtig und so liebenvoll geleitet auf dem Lebenswege und so manchen guten Rath ertheilt, wo sind sie wohl?edenfalls nicht mehr hier; die freie Schweiz hat sie unbarmherzig verstoßen aus dem Land, das sie geboren, für welches sie gelebt und gewirkt und das sie stets geliebt, edel und uneigennützig, wie keiner es liebt selbst im Bundeswallast. Ihr einziges Unrecht war, daß sie nicht Protestant oder Juden, sondern treue, unerschrockene Söhne und gewandte Vertheidiger der katholischen Kirche waren. Solche und ähnliche Gedanken mußten einem ehemaligen Schüler des Kollegiums aufsteigen; mein Gemüth war angegriffen, ich mußte hinaus in's Freie, um einen Augenblick zu vergessen die himmelschreiende Unbild, die man diesen hochverdienten Männern und jedem schweizerischen Katholiken, dessen Herz nicht den Juden verkauft ist, angethan hat. Indessen schrieb ich in mein Tagbuch den Artikel der neuen Bundesverfassung von dem freien Niederlassungsrecht und der Anerkennung beider christlichen Religionen und machte ein großes Fragezeichen dazu und einen langen Gedankenstrich. — In der nächsten Nähe des Kollegiums steht das prachtvolle Lyzäum, jenes große Haus, wo einst die höhern Wissenschaften gelehrt wurden. Es war mir, als sahe ich noch die große Zahl von Freunden und Bekannten, die einst da mit mir jene berühmten Professoren hörten, welche mit so vieler Klarheit und Gründlichkeit die Lehrsätze der katholischen Kirche auseinander legten und sie gegen die Angriffe des Unglaubens und des Irrthums vertheidigten und uns so viel Nützliches gelehrt für's Leben und unsern künftigen Beruf. Gott lohne es ihnen, die Welt hat es ihnen schlecht gelohnt! — Dort ist das große Pensionat, wo einst Studenten zu vielen Hunderten beisammenwohnten und den Freiburgern Geld brachten ohne Zahl, und wo so mancher jehige Staatsmann und andre staatliche Männer von Nah' und Fern ihre Bildung und ächt katholische Gesinnung erhalten haben. Wer jetzt darin wohnt, weiß ich nicht, aber daß im Jahre des Unheils 1847 die freien Eidgenossen darin gehaust und den Freiburgern die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ mit Gewehrkolben eingebläut haben, das sieht man heutigen Tages noch an den zerstörten Fenstern, Ofen, kostbaren Möbeln und Musikinstrumenten und andern Zerstörungen, als hätte der Schwede darin regiert. — Von der Anhöhe des Pensionats zog es meinen Blick hinab zum ehrwürdigen Kapuzinerkloster. Wie gern hätt' ich doch, wenn die Eisenbahn nicht wär', eine Stunde dort gerastet, um noch einmal zu sehen die stille, armelige Zelle, in welcher ich einst und wiederholt den späteren hochver-

dienten und göttlichen Kirchenfürsten, den Indianer-Bischof P. Anastasius Hartmann aus dem Kanton Luzern gesprochen und aus seinem Munde so viele Worte der Weisheit und der Aufmunterung vernommen hatte. — Aber jetzt müssen wir doch St. Nikolaus noch sehen, die schöne Kirche aus dem 15. Jahrhundert mit einem hohen Thurm von Sandsteinen, auf welchen eine Stiege führt mit so viel Tritten, als Tage im Jahre sind, wenn's nicht gerade ein Schaltjahr ist. Auf diesem Thurm wohnt ein Wächter, der mit einem Hammer die Stunde schlagen muß. Am großen Portal ist das jüngste Gericht in Stein ausgehauen, schrecklich anzusehen; wie schrecklich muß es einst in der Wirklichkeit sein! — In dieser Kirche ist eine welberühmte Orgel mit 7800 Pfeifen. Wer sie das erstmal hört, ist froh, wenn er einen Regenschirm bei sich hat, denn er glaubt steif und fest, es donnere ganz gewaltig. Und wenn der Organist auch ganz allein spielt, so würde man doch wetten, es sei eine ordentliche Schaar Sänger und Sängerinnen auf der Orgel. Gern hätte ich meinen Reisegefährten die Freude gegönnt, auch das herrliche Geläute zu hören, wohl das schönste in der ganzen Schweiz; aber die schlimmen Freiburger haben uns eben nicht mit allen Glocken eingeläutet, wie das Jahr vorher die Neuenburger in Loele unsern Unterwaldner-Schützen. Wollen's hinter's Ohr schreiben und wenn einmal die Freiburger nach Stans kommen, so läuten wir auch nicht. Ob wir den Neuenburgern läuten werden, darüber hat der Kirchenrat noch nichts entschieden. — Mit Noth hatte ich noch Zeit, meine Reisegefährten auf die große Drahtbrücke zu führen, welche 900 Schuh lang, 22 Schuh breit, 175 Schuh hoch in der Luft hängt. Von derselben aus sieht man eine zweite, die noch 80 Schuh höher ist. Auf dem Rückwege machte ich meine Begleiter aufmerksam auf die große Linde, die im Jahr 1476 ein Sieger aus der Murtner Schlacht auf seinem Hute heimgebracht und hier gepflanzt haben soll, wo sie noch steht. Ob ich ihnen auch gesagt habe, daß bei dieser Linde alle Morgen eine Schaar Esel zusammen kommen, welche die Milch in die Stadt führen und wenn einer zu schreien anfängt, alle schreien und daß dies einen Mordio-Lärm absetzt — das weiß ich wahrhaftig nicht mehr; aber hab' ich es nicht gesagt, so will ich es jetzt gesagt haben; ich wollte das den Freiburgern ausbringen, weil sie uns nicht geläutet haben. — Von dieser Linde aus zeigte ich meinen Gefährten auch das Rathaus, das ganz nahe ist und einiges Andere, das man in der Ferne sieht, z. B. das Kloster Bisenberg, wo die frommen Töchter des hl. Franziskus Gott in Frömmigkeit dienen und viel Gutes

thun. Auch sagte ich ihnen, wo die ehrenwürdigen Väter Liguorianer gewohnt und ausgezeichnet viel Gutes gewirkt haben, bis sie auch, wie die Jesuiten und noch viele andere Klöster der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit weichen mußten, um in fremden Landen, fern von der lieben Heimath, einen neuen, dankbaren Wirkungskreis zu suchen. Nicht weit von der Linde steht ein Denkmal, welches man unlängst dem Franziskaner Pater Girard gesetzt hat. Sonderbare Leute, wir Schweizer! Die Klöster schlagen wir tot, und hintenher errichten wir Klosterleuten kostbillige Denkmäler! Mag's ihm gönnen, aber wäre er ein Jesuit gewesen und hätte er tausendmal mehr für das Wohl der Menschheit geleistet, so wette ich hundert Unterwaldner-Kalender, er hätte kein Denkmal bekommen. S' ist aber auch nicht nöthig ein Denkmal von Guß, sie haben das schönste Denkmal in den Herzen der katholischen Schweizer. —

Obwohl unsre Zeit kurz gemessen war, so hatte ich doch Zeit genug, meinen vielen Erinnerungen an das liebe Freiburg freien Lauf zu lassen. Da gab's überall etwas zu denken. Hier ist das Haus, wo ich einst einem jungen Springinsfeld das erste Latein eingepaust und ihm manchen Hausarrest gegeben seiner alten gestrengen Tante zum Trost, die den Tag verloren glaubte, wenn er ohne Arrest oder ein Paar gut gemessenen Ohrfeigen abgelaufen war. Hab ihn nicht wieder gesehen seither, aber die Leute sagen, es sei auf dem Land draußen etwas Gemeinderaths aus ihm geworden. Nun kommt mein liebes altes Kosthaus; hat sich wenig verändert seit 30 Jahren. Und der kleine Seppli lebt auch noch, den ich einst das A B C gelehrt und ist ein kreuzbraver Mann geworden mit einem großen Bart und gewaltigen Schnäuzen und schon gehen seine Kinder auch wieder in's A B C und einer heißt auch Seppli und gleicht dem Vater, wie ein Ey dem Andern. Was doch in dreißig Jahren aus einem A B C — Schüler werden kann! —

Dort ist die lange Stiege zum Kollegium hinauf, wo man oft mit schwerem Herzen hinausgegangen, wenn's gerade am Tag vorher Markt gewesen und man in der Lektion nicht recht sattelfest war. Hier ist der Platz, wo manch Einer sich langweilte wenn er kein Geld hatte und auf den letzten Brief immer noch keine Antwort. Dort der Ort, wo der Schulvedell allemal am Anfang des Jahres drei Baken und ein' halben von den Studenten forderte, weil er sie in den Wirthshäusern beaufsichtigen oder, besser gesagt, sie nicht hineinlassen sollte. Hier die Pforte, wo manch armer Schlucker

täglich sein Mittagessen bei den Jesuiten holte und nachher zur schuldigen Dankbarkeit sich heiser geschrieen gegen dieselben. Dort die Stelle, wo einst ein Student einer schlafenden Wacht das Gewehr weggenommen. Solche und hundert andere Erinnerungen zogen vor meinem Geiste vorüber, als ich durch die Stadt ging. Aber der Kalender wäre viel zu klein und die Geduld der lieben Leser nicht groß genug, wenn ich sie alle aufzählen wollte. Doch bei einem Hause kann ich nicht vorbei, ohne eine kleine Geschichte zu erzählen zu Nutz' und Frommen für Studenten und anderes dergleichen Volk.

Es war also in Freiburg einmal ein Haus und das Haus steht noch und in dem Haus hatte ich einen Mitschüler aus Frankreich. Wie er geheißen, könnt ich wohl sagen, aber das geht Niemand' was an. Kerngesund an Leib und Seel' war er sittenrein und brav, dabei, wie's recht ist, heiter und frohen Muthes. Leider! verlor er seine gute Mutter durch den Tod, der ihm den Vater schon früher entrissen hatte. Sein Vormund wollte ihn nicht mehr bei den Jesuiten lassen, er mußte nach Paris auf die Hochschule. Daselbst kam er in ein Haus, wo Anstand, Bildung, Höflichkeit, nur kein Christenthum herrschte. Sein Kostherr stand im Auf eines rechtschaffenen Mannes, hatte aber seit Langem keine Kirche mehr gesehen. Unser Student merkte nach und nach, daß er im Haus eines Freimaurers sei und er fragte sich öfters ernstlich, ob er nicht besser thäte, wenn er ein anderes Kosthaus suchte. Da er in Freiburg gewohnt war, in allen wichtigen Dingen bei seinem Lehrer weisen Rath zu erhalten, so legte er diese Frage Einem seiner Professoren vor. Dieser, vielleicht selber ein Freimaurer, nahm ihn freundlich auf, tröstete ihn, er habe sich um die Religion seines Kostherrn nicht zu kümmern; er könne ja gleichwohl beten, wenn auch sein Herr nicht bete; und da er übrigens gut gehalten und sein Kostherr ein rechtschaffener, zudem wissenschaftlich wohlgebildeter Mann sei, so müsse er ihm ratzen, daß er bleibe. Er blieb also, hütete sich aber, mit seinem Hausherrn sich in religiöse Gespräche einzulassen und lebte möglichst zurückgezogen auf seinem Zimmer. Daselbst verrichtete er täglich seine Morgen- und Abendandacht, auch sogar sein Tischgebet, weil er es vor seinen Kostleuten nicht verrichten durste. Aus einer angeborenen Menschenfurcht versorgte er jedesmal sein Gebetbuch und ein Bild der Mutter Gottes, vor dem er zu beten pflegte, in seiner Kiste und nahm den Schlüssel ab. Einige Wochen waren ohne wichtige Erlebnisse vorbeigegangen, als eines Mittags sein Kostherr ihn sehr freundlich eingeladen, am Abend mit ihm in's

Theater zu gehen; es werde eine sehr berühmte Sängerin auftreten und das Stück, das aufgeführt werde, sei halt ganz bezaubernd schön; ohnehin müsse er doch Paris auch ein wenig sehen und die Welt ein Bißchen kennen lernen, sonst werde seine Ausbildung immerhin nur sehr einseitig und mangelhaft bleiben. Unser junge Mensch war nicht gerade von denen Einer, die keinen Sinn für etwas Schönes und Kunstvolles haben. Zudem fiel ihm gerade keine glaubwürdige Entschuldigung ein, warum er nicht mitgehen könne; und warum er lieber nicht wollte, das durfte er nicht sagen und so gab er das Jawort. Es war ihm indessen den ganzen Nachmittag doch nicht ganz recht dabei; er hatte schon oft gehört, daß auch in einem Pariser-Theater lange nicht Alles Gold sei, was glänzt; und wenn das Stück, das da gespielt werden soll, auch nur einigen religiösen Gehalt hätte, so würde sein Kostherr es schwerlich so sehr rühmen und vermutlich selber auch nicht hingehen. Ueberdies habe er noch selten gehört, daß die Komödianten in Bezug auf sittlichen Anstand etwa gerade zu den Skrupulanten gehören, wenigstens bei ihm daheim habe sich, so viel er wisse, noch Keiner und Keine hinterfinnet. — Er hätte darum gern wieder abgerufen, wenn er nur einen ordentlichen Grund gefunden hätte, ohne den rechten sagen zu müssen. Aber es ist ihm Keiner eingefallen und so denkt er endlich: Einmal ist nicht allemal, und geht also mit. Was da Allerlei, Schönes und Unschönes, zu sehen und zu hören war, weiß ich nicht, weil ich nicht dabei war und auch nicht gefragt habe; aber das weiß ich, daß bei solchen Anlässen nichts gespart wird, was die Sinne bezaubern und Aug und Ohr und Herz eines jungen Menschen — und oft auch noch Solcher, die schon längst über die Flegeljahre hinaus sind — fesseln kann und daß unser Studio am andern Abend wieder in's Theater ging und am nächstenmal wieder und je länger, je lieber. Nach den ersten paar Malen, wenn er dann am Morgen erwachte, kam er freilich mit seinem Gewissen nicht recht aus; er dachte an die liebe Mutter selig, die ihn so oft vor den Gefahren der Welt gewarnt hatte. Auch seine früheren Professoren kamen ihm in den Sinn und er schämte sich fast gar vor sich selber, daß er ihre Warnungen so bald vergessen. Es hatte ihm auch nicht Alles gefallen im Theater, besonders daß da Tag für Tag bald mehr, bald weniger die religiösen Gebräuche unsers Glaubens verspottet, christliche Grundsätze öfters verhöhnt, das Easter als Heldenhat vergöttert und der sittliche Anstand vielfach verlegt wurde. Er wäre froh gewesen, wenn er nicht gegangen wäre und meinte fast, er wolle nicht mehr gehen. Aber wenn

allemal der Abend heranrückte und sein Kostherr ihm sagte, daß alles Bisherige noch nichts gewesen sei gegen das, was heut' gespielt werde, da war's ihm, wie angethan, wenigstens noch einmal zu gehen; da kam die Mutter selig in Vergessenheit und mit der Mutter auch ihre guten Lehren und sein Vor- sag ging unter, er aber in's Theater.

Damit er im Theater mehr Genuß habe und in den eigentlichen Geist desselben besser eingeweiht werde, öffnete ihm der Kostherr seine Bibliothek, wo er Alles zum voraus lesen könne, was im Theater aufgeführt werde. Hier hatte unser junge Mensch nun eine wahre Hundgrube von Komödien, Romanen und anderm nichtsnutzigerem Zeug aller Art und machte sich, wie's eben bei leselustigem jungen Volk der Brauch ist, mit einem wahren Heißhunger darüber her. Er hat freilich wenig gefunden, was dem Herzen zu wahrer Trost gereicht und der Seele zur Nahrung, wohl aber schlechte Wize und Spötteleien über die hl. Religion und die katholische Kirche, verderbliche Lehren und Grundsätze, den Auswurf auszehrender Geister, anstößige Liebesgeschichten und hin und wieder geradezu Futter für die Schweine. Aber gleichviel, was er gefunden, das mußte gelesen sein, und was er gelesen, das hat sich seiner Seele eingeprägt, wie das Modell in weiches Wachs. Das Gebetbuch hatte nun bereits Tage lang gute Ruhe in seiner Kiste; denn er fand mehr und mehr Genuß an des Kostherrn saubern Büchern und was nicht in diesem Ton geschrieben war, fand er zu wenig geistig, gemein und langweilig. — Sein öfteres Erscheinen im Theater machte ihn nach und nach mit jungen Leuten bekannt, welche das Holz nicht dazu hatten, seinem bereits wankenden Glauben und seiner Sittlichkeit, die nur noch an einem Faden hingen, eine gute Stütze zu werden. Sie führten ihn vielmehr ein in jene Gesellschaften, wo die Religion bereits außer Kurs und das sittliche Gefühl größtentheils abgenutzt ist. Der arme Jüngling war, wie eine Fliege im Spinnengewebe; von allen Seiten umgarnt, war er gefangen. Heut im Theater, Morgen an einem Ball und zwischen hinein in einer Burschenkneipe, das war bereits seine Tagesordnung geworden. Es ist unnöthig zu sagen, daß auf solche Weise die Furcht Gottes aus seinem Herzen weichen mußte und mit derselben auch die Sittenreinheit allmälig verloren ging. Es fehlte freilich immer noch nicht an Augenblicken, wo das Gewissen ihn ernstlich warnte; aber er meinte dann, es möchten das leere Skruppel sein und er habe doch bis dahin noch nichts Böses gethan. Er wollte nicht sagen, daß er Zeit und Geld nicht besser ver-

wenden könnte; auch wolle er nicht in Abrede stellen, daß er täglich Manches sehe und höre, was vielleicht besser wäre, wenn er's nicht sähe und nicht hörte. Es sei freilich wahr, er sei jetzt schon an manchem Ort gewesen, und in vielen Gesellschaften, vor denen seine früheren Professoren ihn öfters gewarnt; aber vielleicht haben sie doch zu wüst gethan dagegen; er habe wenigstens, wenn er auch hie und da einen Schoppen mehr getrunken, als gerade hätte sein müssen, noch immer gewußt, was er mache; und wüst reden hab' ihn noch keiner gehört und Schlechtes könne ihm Niemand etwas aufweisen. S' ist wirklich wahr, eine angeborne Schamhaftigkeit und die Ueberreste einer früheren guten, christlichen Erziehung hatten ihn bisher vor schändlichen Thaten noch immer zurückgehalten. Aber das Unkraut der Sünde hatte in seinem Herzen bereits verblüht und nur noch kurze Zeit, so mußte es reif werden. Weil er scheinbar Geringes nicht geachtet, so konnte es nicht ausbleiben, daß er allmälig in Größeres gefallen. Eines Abends, als er mit seinen Kameraden bei einem Balle sich eingefunden, ward er von einem derselben in ein verrufenes Haus geführt. Die Furcht Gottes aus dem Herzen, das böse Beispiel vor Augen, einen Verführer an der Seite und die böse Gelegenheit dazu — das war zu viel. Der einst so hoffnungsvolle Jüngling, der Sohn so braver Eltern — er ward das unglückliche Schlachtopfer der schändlichsten Verführung.

Als er nach Mitternacht heimkehrte und noch ein paar Stunden ruhen wollte, erwachte sein Gewissen und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Jetzt konnte er dasselbe nicht mehr abfertigen mit dem Scheintrost, daß es leere Skruppel seien; die schändliche Sünde stand in ihrer vollen Wirklichkeit und ganzen Schwere vor ihm. Es war ihm, als sehe er seine selige Mutter, wie sie vor Abscheu ihr Angesicht von ihm abwendete und bitterlich um ihn weinte. Der Tod mit allen seinen Schrecken schwante ihm vor den Augen und der Gedanke, daß er vielleicht diese Nacht sterben und ewig verloren gehen werde, ließ ihn keinen Augenblick ruhen. Er wollte beten, aber es ging nicht; er wollte schlafen, aber er konnte nicht. Die paar Stunden bis zu Tagesanbruch kamen ihm, wie eine halbe Ewigkeit vor. Von Minute zu Minute stieg die Unruhe seines mit Sünde beladenen Herzens und immer fieberhafter ward sein Puls. Noch nie in seinem Leben hatte er mit solcher Bangigkeit und Unruhe den Anbruch des Tages erwartet. Denn sein Entschluß war gefaßt, es soll das der letzte Tag sein, den er in diesem Hause zubringe, er wolle einen Beicht-

vater auffuchen und ihm Alles sagen und von nun an wieder zu einem gesitteten Leben zurückkehren. Nach langen schweren Stunden brach endlich der Morgen an, — aber vom Aufstehen konnte keine Rede sein, denn er war — frank und zwar schwer frank. Als man nachsehen wollte, warum er nicht zum Frühstück komme, fand man ihn in einem heftigen Fieber. Es ward sofort ein Arzt gerufen, der seinen Zustand gleich von Anfang ziemlich bedenklich fand und bereits am dritten Tag für sehr gefährlich erklärte. Obwohl man dem Kranken die Gefahr, so viel möglich verheimlichte, so merkte er doch nur zu gut aus Allem, was vorging, daß man um ihn in großer Besorgniß war. Was der unglückliche junge Mensch dabei in seiner Seele gesessen, das mag sich Jeder selbst denken. Fern von seiner Heimath, in einem Hause ohne Religion, alles geistlichen Trostes beraubt, am Rande des Grabes — und was das Schrecklichste war — mit einem schwerbelasteten Gewissen, das war seine Lage! — Gegen den Abend des fünften Tages hatte sich sein Zustand derart verschlimmert, daß an ein Aufkommen kaum mehr zu denken war; er fühlte es selbst gar wohl, daß er mit schnellen Schritten seinem Lebensende entgegen gehe und — verlangte dringend, daß man ihm einen katholischen Priester rufen soll. Sein Hausherr, der in einem Geheimbund geschworen hatte, nie einem katholischen Priester den Eintritt in sein Haus zu gestatten, suchte es ihm unter allerlei Vorwänden auszureden. Als aber der schwer beängstigte Kranke darauf bestand, den letzten Trost unserer hl. Religion zu empfangen, so erklärte ihm der Unmensch, daß er davon abstehen soll, indem nie ein Priester dieses Hauses betreten dürfe. Da half Bitten und Beschwören nichts; der Freimaurer blieb bei seiner Meinung und entfernte sich. Wie ein Donnerschlag traf eine solche Sprache unsern armen Kranken. Also sterben, ohne Sakramente sterben, in der Todsünde sterben, das soll nun mein Loos sein, seufzte er schwer auf! — „Nein! sprach er zu sich selbst, wenn ich keine Gnade finde bei den Menschen, so wird Gott einen reuigen Gefallenen nicht verstossen.“ Er faßt alle seine Kräften zusammen, steht auf, nimmt aus der Kiste sein Marienbild zu sich und betet so recht von Herzen, wie einer, der einst christlich erzogen war, in solcher Lage nur immer beten kann. Das Gebet, das er die Nacht hindurch, besonders wenn er allein war, oft wiederholte, brachte einigen Trost in seine arme, verlassene Seele und stärkte ihn mit der Hoffnung, daß ihn die Mutter Gottes nicht verlassen werde. Des andern Morgens stellte er das bestimmte Begehrten, in den nächsten Spital gebracht zu werden. Der Arzt

wollte es aber durchaus nicht gestatten. Allerdings war dieß ein neuer harter Schlag für seine Hoffnung, die Sterbsakramente empfangen zu können. Was konnte er anders thun, als beten? Denn Gott allein konnte ihm helfen. Und da hat sich auf's Neue bestätet der altehrwürdige Spruch: Wo die Noth am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten. Ein Mitschüler aus seiner Heimath hatte von seiner Krankheit gehört und eilte sofort an sein Krankenbett, um ihm, wenn er etwas bedürfe, seine Dienste anzubieten. Er kam ihm, wie ein Engel vom Himmel. Da er dem Kranken als braver Katholik bekannt war, so öffnete ihm derselbe ganz vertrauensvoll sein Herz und entdeckte ihm die furchtbare Lage, in der er sich befindet und wie unglücklich er sei, daß er die Sakramente der Sterbenden nicht empfangen könne. Von Mitleid tief gerührt, ermunterte ihn der brave Landsmann zum festen Vertrauen auf Maria und versprach seinerseits auf Mittel und Wege zu denken, um ihm zum Trost der Religion zu verhelfen. Nach einigem Nachdenken sagte er zu ihm: Bereite dich nun gut vor; diesen Abend zwischen Tag und Nacht, wo dein Kochherr auszugehen pflegt, sollst du einen Priester haben, der dir die Sterbsakramente spenden wird; verlasse dich darauf, ich werde Alles besorgen. Mit diesen Worten entfernte er sich und sagte im Fortgehen dem Portier, er werde vielleicht am Abend nochmal kommen, weil ihm der franke Freund gar sehr am Herzen liege. Wenn der arme Kranke schon vorher durch das Gebet in eine gute Stimmung versetzt war, so wurde jetzt sein Herz mit innigem Dank und lebendigem Vertrauen auf Gott erfüllt, weil er fest überzeugt war, daß ihm die Vorsehung diesen guten Mitschüler als sichtbaren Schutzengel gesendet habe, um ihn zu retten. Er nahm alle seine Kraft zusammen, um sich so gut als möglich auf seine, wie er wohl fühlte, letzte Beicht vorzubereiten. Als der Tag sich neigte, klopfte es an seiner Thüre und es trat leise und schüchtern — sein braver Mitschüler ein? Nein! er hatte sich geirrt, es war ein junger Priester, dem der eifrige und vorsichtige Mitschüler seine Kleider gegeben und ihn höher geschickt hatte. Um nun auf einige Zeit allein und ungestört zu sein, ward der Krankenwärter in die ziemlich entlegene Apotheke geschickt, etwas zu holen. Unterdessen legte der Kranke in tiefster Neue seine Beicht ab, empfing mit grösster Andacht die letzte Begzehrung, die der Priester geheim bei sich trug, auch die hl. Oelung und Alles, was ein sterbender Katholik empfangen kann. Als der Wärter zurückkehrte, war Alles zu Ende, denn der Priester hatte, wie es in solchen Fällen die Vorsicht gebietet,

nur das Wesentliche und Nothwendige vorgenommen.

Die innige Freude und den Trost, so der Kranke jetzt empfunden, kann sich jeder vorstellen, wenn er sich in eine solche Lage hineindenkt. Nun wollte er gerne sterben, denn er war vorbereitet und getrostet. Von nun an betete er fast immer, so viel es seine Kräfte erlaubten und litt als aufrichtiger Büßer seine Schmerzen in wunderbarer Geduld. Zwei Tage später war er eine Leiche. Seinem braven Mitschüler, der ihn noch am letzten Tag besuchte, hatte er noch den Auftrag gegeben, alles Vorgefallene Einem seiner ehemaligen Professoren umständlich zu schreiben und seine Seele dessen frommen Andenken zu empfehlen. Im Bett des Verstorbenen fand man zum großen Aerger seines Kostherrn ein Kruzifix, das Marienbild, und mit Bleistift mit zitternder Hand auf einem Zettel folgende Worte geschrieben: „An meinen Kostherrn! Unglücklicher! Dein Höllenwerk ist vereitelt! Ich habe die Sterbsakramente empfangen und sterbe als Katholik. Ich will für Dich beten.“ Der Kostherr knirschte auf den Zähnen und nahm den Krankenwärter streng in's Examen. Derselbe versicherte, daß wohl ein junger Mann einige Mal den Kranken besucht, er glaubte, ein Student, aber ein Priester sei nie da gewesen. Ob er später in Erfahrung gebracht, wie sich die Sache zugetragen, weiß ich nicht; aber daß es so gegangen, habe ich aus dem Munde seines ehemaligen geliebten Professors gehört.

Bon Freiburg nach Lausanne.

Ich hatte voriges Jahr etwas vergessen zu sagen. In Bern nämlich hatte es ohne Unterbruch gar gewaltig geregnet und so erschrecklich' Tröpf' gegeben, daß man sie z' Baselland unten für Rathsherrn brauchen könnte'. Doch unverzagt verlegten wir uns auf's Prophezeien und wie wir gewissagt, so kam's, das Wetter that den Hut aus den Augen und den Nebel aus den Bergen und die liebe Sonne schaute gar freundlich auf die Freiburger herab und weil wir eben gerade z' Freiburg waren, auch auf uns. Es gab einen schönen Nachmittag. Wir mußten noch eine Zeit lang auf die Eisenbahn warten, nicht daß sie zu spät kam, sondern wir zu früh, was hiemit zu männiglich Künd und Wissen an's Protokoll gegeben wird. Wir zürnten aber keineswegs wegen dem Warten, denn wir haben gedacht, die guten Freiburger haben auch lang warten müssen, bis sie die Eisenbahn bekamen; da ist in Bern manche heiße Schlacht geschlagen worden, zum Glück nur mit Worten und Zahlen, bis sie sie hatten; aber sie gaben nur nicht

nach und endlich kam sie doch. Sie kam auch für uns, um uns hinüberzubringen in's Waadtland. Nicht weit von Freiburg hörten wir auf einmal Musik; es wurde Tanz gehalten und zwar neben einem Wirthshaus unter Gottes freiem Himmel. Der Musik und den Leuten nach muß es eine Hochzeit gewesen sein. Wenn's bei einem Ehepaar einmal musiziert und getanzt sein muß, so scheint's mir eine sehr weise Einrichtung zu sein, daß sie's g'rad am Anfang abthun, es könnte sonst leicht bei Eint' und Andern später in Vergessenheit kommen. — Die Leute und die Musikanter ließen sich durch die Eisenbahn nicht aus dem Takt bringen, aber auch die Eisenbahn kümmerte sich wenig um Musik und Hochzeit, sondern schnurrte im Saus und Braus vorbei. Und doch hat schon manch eine Hochzeit hie und da viel Aehnliches gehabt mit der Freiburger-Eisenbahn. Denn diese Eisenbahn hat, wie's bei einer Hochzeit auch hin und wieder geschieht, den Leuten ungemein viel Redens gegeben und viel Verdrüß abgesetzt zuerst bei denen, die sie auch gern gehabt hätten, aber sie nicht bekamen, jetzt später aber bei denen, die sie bekommen und sie jetzt haben müssen. Es war eben auch viel Geschrei und wenig Wolle, hat viel gekostet und schlecht rentiert, wie's auch beim Heirathen der Fall sein kann. Man hatte Alles mögliche Gute in Aussicht gestellt und gejubelt und musiziert, aber nach den Flitterwochen kamen die 7 magern Jahre. Man hat von Milliionen geträumt und die Millionen sind freilich gekommen, aber mit einem Minus — Zeichen, wie die heutigen Rechner sagen. Am Ende muß man von dieser Eisenbahn sagen, was von mancher Heirath, sie war für die Freiburger ein nothwendiges Uebel. Aber die eigentliche wahre Aehnlichkeit zwischen dieser Eisenbahn und vielen Hochzeiten wird man erst gewahr, wenn man auf derselben fahrt. Eine Zeit lang geht's durch eine schöne heitere Gegend, daß es eine wahre Freude ist; nach und nach wird's langweilig, immer trostloser wird das Gelände und dann kommt man in eine wahre Wüste, wo Fuchs und Haas einander gut Nacht wünschen und endlich gar in einen Tunnel hinein, wo es pfeift und schnurrt, daß man sein eigen Wort nicht hört. Wenn ich Meister wär', so müßte mir Einer oder Eine, die heirathen wollen, zuerst diese Fahrt machen, um ihre Betrachtungen anzustellen. Weil aber das ein frommer Wunsch bleiben wird, so wollte ich's in den Kalender thun, damit sie daheim mit Zeit und Weil darüber nachdenken können. — Hammerschade wär's aber doch, wenn da keine Eisenbahn wär'. Und hab' sie nun gekostet, was sie wolle, den Reisenden verschafft sie einen Genuß, wie weit und breit keine andere und

bietet ihnen ein prachtvolles Schauspiel dar, wie's eben nur der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde bieten kann. Da kommt man, wie schon bemerkt, in eine ganz öde, langweilige Gegend; das Ennetmooser Ried mag ungefähr so ausgesehen haben, eh' der Struthan Winkelried dem Drachen den Garans gemacht hat. Immer trostloser wird der Anblick, endlich wird's stockfinstere Nacht, denn man fahrt durch einen Berg hindurch. Sowie aber die Eisenbahn auf der andern Seite wieder aus dem Loch herauspeift, so hat man plötzlich den herrlichen Genfersee mit seinen bezaubernden Ufern, prächtigen Landschaften, Städten, Dörfern, Weinbergen und im Hintergrund himmelhohe Gebirge mit ewigem Schnee vor sich; wirklich eine wunderschöne Aussicht! Ich bin sicher nicht der Erste und werde nicht der Letzte sein, dem bei diesem plötzlichen Szenen-Wechsel Tod und ewiges Leben in den Sinn kommt. Da wird man, ohne es zu wollen, ganz lebhaft an das schöne Lied vom Grab erinnert, worin es heißt: „Nur durch die dunkle Pforte — geht man der Heimath zu.“ — Während wir der schönen Aussicht uns freuten, passierten wir mehrere großartige Eisenbahnbrücken, mitunter in schwindelnder Höhe, und gelangten durch herrliche Weinberge wohlerhalten gegen Abend nach Lausanne, der Hauptstadt des Waadlandes. Eine alte, unregelmäßig auf mehreren Hügeln erbaute Stadt, in welcher eine 80 Fuß hohe und 600 Fuß lange Brücke den Verkehr erleichtert. Chemals war Lausanne eine ganz katholische Stadt mit einem Bischofssitz, daher der Bischof in Freiburg sich immer noch Bischof von Lausanne schreibt. Noch steht die altehrwürdige bischöfliche Kathedralkirche, ein Denkmal aus jener Zeit, wo man dem lieben Gott nicht lustige Salons und Theater, sondern Kirchen und Dome baute; es soll die schönste gotische Kirche der ganzen Schweiz sein. Ihr Bau wurde schon Anno 1000 in Angriff genommen, wurde aber dreimal durch Brandunglück unterbrochen und erst im Jahr 1275 vollendet. Sie ist 333 Fuß lang und 143 Fuß breit. Das 61 Fuß hohe Schiff ruht auf 200 Säulen. Dieser Kirche wurde die seltene Ehre zu Theil, daß ein Papst — Gregor X. — sie selber eingeweiht und ein anderer Papst, Felix V. in derselben begraben wurde. Es nimmt mich Wunder, ob die Protestanten, die sie jetzt in Händen haben, nicht allemal Hühnerhaut bekommen, wenn sie hineingehen. — Die Katholiken, die in Lausanne nach und nach sich sähhaft gemacht, haben eine eigene Kirche gebaut. Es sind unter ihnen mehrere hundert Deutsche; weil aber der Pfarrer nicht deutsch kann oder wenigstens nicht deutsch predigt, diese Deutschen aber nicht französisch verstehen, so gehen

Viele in die deutsche protestantische Predigt, oder gar nicht in die Kirche. Möge diesen armen, verwahrlosten Katholiken durch das edle Werk der inländischen Mission recht bald geholfen werden. — Da wo früher der Bischof seine Wohnung hatte, sind jetzt die Schelmen und andere Gefangene untergebracht. Sie haben eine herrliche Aussicht auf den See — und — wenn sie allenfalls nur Kirchengut gestohlen haben, mit der Zeit sogar im Aargau unten oder etwas mehr herwärts auf eine — Landammannsstelle. — Wenn die Nacht uns nicht zu früh überfallen hätte, so hätten wir in Lausanne ohne Zweifel noch viel Merkwürdiges gesehen und reichen Stoff zu Gedankenstrichen gefunden. Über wenn's Nacht ist, sieht man auch in Lausanne nichts, obwohl es protestantisch ist. Am Morgen früh ging's über's Wasser

nach Genf.

Das Wetter war, als wär's extra für uns gemacht worden, ausgezeichnet schön; und so muß es eben sein, wenn man auf dem Genfersee fahrt; denn da gibt's viel zu sehen, was man daheim nicht alle Tage sieht. Das Wasser ist freilich, wie anderswo und der Himmel, wie daheim; aber dem See nach ein Schloß über das andere, ein Städtchen nach dem andern und sonst noch Mancherlei, was Kunst und Natur zur Schau ausgestellt haben. Zum Ueberflusß hatte ein Krämer auf dem Schiff seinen Stand aufgeschlagen, und trug ihn unter schweren Seufzern von Mann zu Mann, um etwas von seinen Waaren abzusehen. Ein Andrer mit einem großen grauen Bart stellte sich mitteu auf's Verdeck, leß eine französische Rede los und ging dann mit einem Teller herum, und nahm das Opfer auf. Ich hatte wenig Acht auf das, was er redete, dagegen als die reisenden Herren und Damen ihre Handschuhe auszogen, um dem armen Schlucker etwas zu geben, machte ich die sonderbare Beobachtung, daß Alle entsetzlich lange Nägel an den Fingern hatten. Da ich ein Gleiches schon anderswo bei der vornehmen Welt bemerkt hatte, so fragte ich einen Sachverständigen, zu welcher Kunst diese Langnägel gehören. Man gab mir zur Antwort, daß das eine nagelneue Mode sei; je größer der Herr, je vornehmer die Dame, desto länger die Nägel. Seither hab' ich, wenn ich zufällig in vornehme Gesellschaft gekommen, mich überzeugt, daß es wirklich alles Ernstes Mode ist, die Nägel wachsen zu lassen, je länger, je lieber. Man hat bereits eigene Instrumente, um die Nägel zu reinigen und schön durchsichtig zu erhalten. Die Sache macht sich famos! Und da diese Mode in unsren Bergen, so viel mir bekannt, bis dato noch mangelt,

so will ich hiemit darauf aufmerksam gemacht haben. Ob es schön sei, darauf kommt es bei einer Mode ja nicht an, wenn's nur Mode ist und vornehm, das ist die Hauptache. Wenn nur Einer oder Eine anfangt, so bin ich für meine Mühewalt hinlänglich bezahlt, die Andern kommen dann bald nach. — Wenn ich eine eigentliche Reisebeschreibung machen wollte, so müßte ich jetzt über all' die vielen Städtlein und Dörfer, bei denen wir vorbeigefahren, etwas sagen. Wir haben das schön gelegene Städtchen M o r s e e gesehen, wo ein großer Seehafen ist, der wohl hundert Schiffe fassen kann. Es müssen dort herum ordentlich viele Katholiken sein, denn sie haben eine ziemlich große und wie es heißt schöne Kirche gebaut. Eine andere Ortschaft heißt L u l l i, von der weiß ich nichts zu bemerken. Etwas weiter sahen wir das Dorf St. P r e x. Es heißt, es sei dort Anno 530 der hl. Bischof Brathasius von Bissisburg gestorben und liege hier begraben. Ob die Waadtländer sich etwas darauf einbilden, daß sie das Grab eines Bischofs und dazu eines Heiligen besitzen, darüber schweigen die Urkunden. Nach mehrern andern Ortschaften, die ich nicht nennen will, weil man's daheim doch nicht aussprechen könnte, sieht man eine etwa drei Stunden lange Wein-Gegend, wo der vortreffliche La-Côte wächst, bekanntlich ein sehr guter Tropf. — Nachdem wir bei dem schönen Flecken N o l l e und der ehemaligen Stadt G l a n d vorbeigefahren, hatten wir ein großes Schloß nach neuer Fason vor uns, welches einst dem vertriebenen König von Spanien Josef Napoleon gehörte. In diesem Schloß wohnte vor etwas mehr als hundert Jahren längere Zeit der gottlose Voltär, der sich zur Aufgabe gesetzt hatte, das Christenthum in ganz Frankreich und wenn möglich auf dem ganzen Erdboden auszurotten. Er hat allerdings durch seine schlechten Schriften Viele verführt und die schrecklichste aller Revolutionen, nämlich die französische in den 90er Jahren vorbereitet; aber die katholische Kirche, der er den Untergang geschworen, sie steht noch. Er aber ist schon längst in der furchtbaren Verzweiflung gestorben. — Ich hätte fast gar Lust gehabt, hier etwas von schlechten Büchern und Anderm, was man lesen kann, zu sagen. Aber der Drucker pressiert und s' ist noch weit bis in's Wallis. D'rüm wollen's wir lassen und schnell beim Städtchen M y o n und einigen andern Ortschaften und Schlössern vorbei; ich wüßte sonst nicht viel Appartiges von ihnen, als daß sie gar wunderschön am See gelegen sind. Wenn man einmal so weit ist, so zieht es Einem ohnehin den Blick nach dem schönen G e n f und dem herrlichen Mont-blanc, dem höchsten Berg in Europa. Ein herr-

licher Anblick. Um Genf recht zu sehen, sollte man länger bleiben können, als uns der leidige Reiseplan gestattete. Genf ist wohl die größte und schönste Stadt der Schweiz mit vielen prächtigen Brücken, Kirchen und Pallästen. Aber das Schönste, was die Genfer haben, ist unstreitig die ganz neue Liebfrauenkirche der Katholiken mit ihren herrlichen Glasmalereien und dem kostbaren Choraltar von schneeweisem Marmor. Auf demselben steht ein Muttergottes-Bild, welches der gegenwärtige heil. Vater Pius IX. fünf Jahre lang in seinem Wohnzimmer aufgestellt und so oft vor demselben in seinen Nöthen und Leiden gebetet hatte. Später hat Er es den Genfer-Katholiken zum Geschenk gemacht. Es fehlte aber dieser wunderschönen Kirche am Anfang noch etwas, das sehr gut dazu paßt — ein Bischof. Auch da hat der hl. Vater geholfen, indem Er den dortigen Hrn. Pfarrer, den weitberühmten Kanzelredner Mermillod zum Bischof ernannte. Man muß freilich deswegen nicht etwa meinen, daß die Genfer sammt und sonders katholisch seien; dazu fehlt noch viel. Wir haben nebst mehrern reformierten Kirchen auch eine Kirche der Engländer, eine Synagoge der Juden und sogar einen Tempel der Freimaurer gesehen. Auch die Russen wollen eine bauen. Aber wenn es sofort geht, wie seit einigen Jahren, so werden die Katholiken in der Stadt selber die Mehrheit haben, im Kanton haben sie dieselbe jetzt schon. — Wenn man nach Genf kommt, so kommen Einem zwei sehr ungleiche Männer aus alter Zeit in den Sinn, nämlich Hans Calvin, der Reformator von Genf und Franz von Sales, der hl. Bischof von Genf. Der erste hat in seinem Haß seine Gegner verbrennen lassen, der zweite hat seine Feinde mit seiner Liebe bekehrt. Wenn der Calvin jetzt wieder käme, er müßte vor Ärger vergehen, denn in seinem Hause wohnt jetzt — ein katholischer Pfarrer. — Aber eigene Leute müssen die Genfer sein; Anno 1762 haben sie ein schlechtes Buch des J. J. Rousseau auf öffentlichem Platz durch Henkershand verbrannt und nachher haben sie ihm ein kostbares Denkmal errichtet! — Nachdem wir uns eine geraume Zeit in der Stadt umgesehen und einen höchst angenehmen Spaziergang um dieselbe herum gemacht hatten, kam uns in den Sinn, daß man auch in dem schönen Genf nicht von der Luft allein leben könne. Und da wir gleich von Anfang in unserm Reiseplan als Nummero eins festgesetzt hatten, Eisenbahn und Dampfschiff nie zu verspäten, so ließen wir uns pressant in einem bescheidenen Wirthshaus den Tisch decken, um dann wohlgenährt unsre See-fahrt nach Wallis anzutreten. Während wir mit einem gesegneten Appetit uns zu Tisch setzten, hörten

wir zu unserm nicht geringen Schrecken, daß Einer sagte, das Dampfschiff fahre eine Viertelstunde früher ab, als in unserm extra gekauften Postbüchlein geschrieben stand. Das war sehr ungeschickt für uns. Das Mittagessen war in aller Form Rechtes bestellt und angerichtet und in's Wallis hinein mußten und wollten wir. Es blieben uns nur zwei Wege offen. Entweder gemüthlich zu Mittag speisen und in Genf bleiben und den Piussverein in Sitten hochleben lassen; oder aber das schöne Mittagessen bezahlen und mit hungrigem Leib auf's Wasser. Beides war fatal. Ohne Feuer-rath zu halten, löschten wir schnell mit einem Glas Wein den Hungerdurst und wem's nicht zu heiß war, der legte noch eilig was unter die Zähne. Trinken, Essen, Schimpfen und Zählen, das war das Werk einiger Augenblicke. Es ist nur Schade, daß der Kalender keine Bilder vermag, sonst gäbe es eine sehr erbauliche Zeichnung, wie vier Stanser in Genf aus dem Stegreif zu Mittag speisen thäten. Zum Glück hat's uns nichts gethan; denn für bessere Verdauung haben wir sehr weislich durch einen allgemeinen Wettlauf an die Schiffslände geforscht. Ach! Wir kamen aber leider! noch bedeutend — zu früh! Nun ging's dem französischen Ufer entlang den 16 Stunden langen See hinauf. Auch da gab's, so lang es Tag war, Städte und Dörfer zu sehen und jenes Land, wo der hl Franz von Sales über 70,000 Protestanten zum katholischen Glauben bekehrte. Dieser Theil Savojens hat auch noch in neuester Zeit eine eigene Art Berühmtheit erlangt, weil ein unberühmter Bundespräsident es mit der Schweiz nicht wollte vereinigen lassen, indem es leider! katholisch sei. Die braven Savojarden wollten aber ihm und der Schweiz zu lieb doch nicht reformiert werden und da haben sie recht gehabt. — Wir hatten eine sehr angenehme Fahrt und keinen Unfall. Gegen Abend wurde es etwas kühl auf dem Verdeck, d'rüm ging man in die Cajüte hinunter. Da war's freilich langweilig, weil ein Franzos, traurigen Andenkens, uns um's Geld immer gesungen und Gitarre gespielt hat. Wir hätten ihm gern etwas gegeben, wenn er nur nicht mehr gesungen hätte. Einer meiner Reisegefährten, Gott vergelt's ihm, hat ihn endlich durch einen guten Einfall uns vom Halse geschafft. Er hat nämlich, als der traurige Sänger einmal auf's Verdeck hinaufging, die Gitarre schnell zur Hand genommen und dazu ein ferniges deutsches Lied gesungen. Alles klatschte und gab etwas in die Geige, was unser deutsche Sänger seinem französischen Kollegen, der unterdessen wieder gekommen war, treulich in den Hut schüttete. Von da an gab's der Franzos dem Deutschen gewonnen und hat nicht wieder

gesungen. — Es war indessen schon lange Nacht geworden, als wir landeten; und die Eisenbahn brachte uns glücklich und wohlbehalten nach

Sitten.

Respekt vor den Walliser! Sie haben uns sehr gastlich und mit größter Freundlichkeit aufgenommen und durchaus nichts gespart, dem Piussverein die zwei Tage recht angenehm zu machen. Zwei Hochwürdigste Bischöfe, von Sitten und Bethlehem, haben unsern Vereins-Gottesdienst verherrlicht und uns bei unsern Verhandlungen mit ihrer hohen Gegenwart beeckt und mit herzlichen Ansprachen erfreut. Auch hohe Stadt- und Staatsbeamte und greise Generäle haben sich unser nicht geschämt und mit uns gehebt und gelebt, daß es eine Freude war. Und damit ja nichts mangle, was uns angenehm sein könnte, hat uns der wackere Jesuiten-pater Roh, der gerade in seiner Heimath auf Besuch war, allabendlich bei dichtgefüllter Kirche durch seine meisterhaften Kanzelvorträge erbaut. (Armer Bundesrath! was mußt du doch noch erleben!) Die Walliser sind aber auch nicht so einfältig, wie manch andre Leute, daß sie gleich Vaterlands-Gefahr haben, wenn ein katholischer Verein zusammenkommt, und wären auch Mönche und Jesuiten dabei. — Sitten ist eine uralte Stadt; aber noch älter sind die kahlen, felsigen Hügel, welche dieselbe wie eine hohe Stadtmauer umgeben. Auf denselben stehen abgewetterte Schlösser, wo man sicher eine schöne Aussicht hätte, wenn man nämlich d'roben wäre, was bei uns nicht der Fall war, weil wir in der Stadt selber alle Hände voll zu thun, das heißt, zu sehen und zu hören hatten. Doch Einen dieser Felsen haben wir bestiegen, um da eine der ältesten, vielleicht die älteste Kirche der Schweiz zu sehen. Dasselbst ist der Anno 1696 im Ruf der Heiligkeit verstorbene Domherr Mathias Will begraben. Im anliegenden Schloß befindet sich das Priester-Seminar. Da haben die Seminaristen eine herrliche Aussicht über Land und Leute und können sich frühzeitig gewöhnen, auf der Hochwacht zu stehen zur Erhaltung des Glaubens und guter Sitten. Und wenn sie zum Bergsteigen ein wenig dressiert werden, so kann's im Wallis d'rinnen auch nicht schaden, denn an hohen und steilen Bergen fehlt's da nicht. Die armen Walliser wissen's aber auch, daß sie Berge haben. Lawinen, Wildbäche und Bergstürze haben ihnen schon entschuldiglich viel Unglück gebracht. Da ich gerade von Bergstürzen rede, so kommt mir eben in den Sinn, was sich im Jahr 1714 bei einem dortigen Bergsturz zugetragen hat. In einer Hütte war der Senn allein daheim. Als der Schutt daher kam

und weit und breit die Alpen und Alles, was lebte und lebte, mehrere hundert Fuß hoch bedeckte, blieb ein ungeheures Felsenstück gerade ob seiner Hütte stehen und war wie eine Schutzmauer, daß der nachkommende Schutt dieselbe nicht erdrückte. Dem Senn geschah nichts am Leben, aber was machen? Ohne frische Lust, ohne Licht, ohne andre Speise, als Käss, war er lebendig begraben. Noth lehrt beten und arbeiten. Er nahm Schaufel und Hacken zur Hand und fing an zu graben. Nach langem Graben wurde er ein abfließendes Wasser gewahr und folgte der Spur desselben. Daheim war für seine Seele der Dreifigst schon lang vorbei, als er immer noch aus allen Leibeskräften unter dem Schutt arbeitete. Nach drei Monaten endlich war das Werk vollbracht, er kam an's Tageslicht und in's Thal herunter, aber abgemagert, wie ein Todtengerippe. Als er an seiner Hausthüre anklopfte und seine Frau und Kinder ihn sahen, flohen sie vor Angst und Schreck' davon und meinten, es sei ein Gespenst, der Geist des Vaters selig. Nach langem Reden kamen sie endlich doch zum Glauben, daß er wirklich lebe und öffneten ihm die Thüre und nahmen ihn mit Freuden auf. — Doch jetzt müssen wir wieder bergab, um die stöne Kathedralkirche in Sitten zu sehen. Sie ist dem hl. Theodul geweiht und hat, wenn ich nicht irre, 15 Altäre. Sie wurde von einem weltberühmten Mann erbaut, nämlich von Kardinal Schinner. Derselbe war Anno 1456 im Dorf Mühlbach im Oberwallis von ganz armen Eltern geboren. Als Student mußte er in Sitten, Bern und Zürich durch Singen auf öffentlichen Plätzen sein Brod verdienen. Nachdem er Priester geworden und eine Zeit lang in seiner Vatergemeinde Pfarrer gewesen, wurde er Bischof von Sitten und im Jahr 1511 von Papst Julius II. zum Kardinal ernannt. Er war zugleich ein sehr gewandter Staatsmann und leitete im Frieden und im Krieg die wichtigsten Angelegenheiten der Eidgenossenschaft. Ein französischer König sagte von ihm: „Dieser Krieger mit der Tonsur hat mir mit seiner Zunge mehr zu schaffen gemacht, als die langen Picken seiner Landsleute.“ Er war auch ein großer Verehrer des sel. Bruder Klaus, wallfahrtete selbst zu seinem Grab und schenkte einen schönen Beitrag zur Erbauung der zweiten Kapelle im Raust. Er starb zu Rom 66 Jahre alt. — Sitten besitzt auch ein Kapuzinerkloster mit etwa 10 Patres und mehrern Brüdern. Dasselbe wurde 1628 gebaut. Anno 1811 wurde es von Napoleon aufgehoben, 1815 aber ward es wieder hergestellt. Ein ehrw. Jubilat aus diesem Kloster, P. Sigismund, der leider! seither gestorben ist, hat uns im Piusverein einen sehr

interessanten Vortrag gehalten und uns urkundlich gezeigt, wie zur Zeit des Abfalls die reformierten und die katholischen Kantone sich um Wallis gestritten haben. Während die Erstern kein Mittel unversucht gelassen, um Wallis zum Abfall zu bringen, haben die Andern, besonders auch die kleinen Kantone Alles gethan, um die Walliser beim alten katholischen Glauben zu bewahren. Sie haben den Sieg errungen; Wallis schickte die angekommenen Prädikanten heim und blieb bis heute ein gut katholisches Volk und will es mit Gottes Gnade bleiben immerdar. — Wie Pater Sigismund den Piusverein das erste — und letzte Mal mit einem Vortrag erfreute, so hat uns der berühmte Pater Theodosius im Wallis nicht das erste — wohl aber das letzte Mal mit seinen begeisternden Vorträgen erbaut und zu katholischem Leben und katholischem Wirken ermuntert. Wenige Monate später war sein beredter Mund verstummt und der rastlos thätige Mann ward heimberufen zur ewigen Ruhe. Statt seiner reden nun seine Thaten und die segensvollen Werke, die er gestiftet. Gott segne und erhalte sie! — Es wurde auch sonst noch viel Schönes und Gutes gesprochen, besonders über das heilbringende Werk der inländischen Mission. Wer's nicht schon wußte, wie vielen Gefahren die Katholiken in reformierten Ortschaften ausgesetzt sind, der könnte es da vernehmen. Es wurde unter Anderm von einem Genfer Geistlichen erzählt, es habe sich in diesen letzten Jahren in bedeutender Entfernung von Genf eine brave katholische Familie an einem reformierten Ort aufgehalten. Obwohl die guten Leute einen weiten Weg hatten, so kamen sie doch alle Sonntage nach Genf zum katholischen Gottesdienst und hin und wieder zum Empfang der hl. Sakramente. Nach einiger Zeit blieb der Vater aus und später kamen auch die Andern nicht mehr. Der katholische Pfarrer von Genf glaubte zuerst, die Familie sei wieder ausgewandert, vernahm aber, nachdem er sich darüber erkundiget, daß die Leute noch dort seien. Er schickte daher einen Vikar dahin, um zu erfahren, warum von dieser Familie Niemand mehr zum Gottesdienst komme. Derselbe fand leider! die Familie ganz und gar von reformierten Grundäzzen angestellt. Es hatte sich nämlich öfters ein Prädikant in die Familie eingeschlichen, gab den Leuten Geld und mit dem Geld allerlei Traktätlein und verfälschte Bibeln. Er hatte zuerst den Hausvater auf seine Seite zu bringen gesucht und als dies gelungen war, Ein's um das Andere, bis zuletzt die ganze Familie nichts mehr vom katholischen Kirchenbesuch und den Sakramenten wissen wollte und so sehr in Grund und Boden verdorben war, daß die Belehrungen und Zusprüche

des katholischen Priesters ganz fruchtlos waren. — Wenn man nun weiß, daß in der Schweiz ungefähr 25,000 Katholiken in ähnlicher Gefahr sich befinden, so muß einem wohl das Herz bluten und man kann das Werk der inländischen Mission, welche sich dieser vermehrten Katholiken thätig annimmt, nicht genug empfehlen. Hätte der Pius-Verein sonst noch nichts anderes Gutes gestiftet, als diese inländische Mission, so müßte man schon darum Respekt vor ihm haben und wir Unterwaldner haben uns nicht zu schämen, daß er in unserm Ländchen auf die Welt gekommen ist. Er ist jetzt

zehnjährig und hat bis jetzt von überall, wo er war, gute Zeugnisse heimgebracht. Wenn er so fortfährt, so wird er seinem Namen Ehre machen und viel Gutes wirken. Geb' Gott den Egen dazu und den braven Wallisern für ihre liebvolle Aufnahme und vortreffliche Gastfreundlichkeit ein recht gutes Weinjahr und was ihnen sonst wohl bekommt für Zeit und Ewigkeit. — Und jetzt ist's Zeit auf die Eisenbahn und wieder heim. Es wär' noch Mancherlei zu sagen von der gemüthlichen Fahrt; aber der Drucker hat „abgewunken“ und der liebe Leser hat lange genug Geduld gehabt.

Ein Offizier kam sehr hungrig in sein Quartier und sagte: Geben Sie mir doch schnell etwas zu essen; wenig und gut, aber viel.

Als einst bei einer Predigt alle Zuhörer bis auf Einen weinten, wurde derselbe gefragt, warum er allein so kalt bleibe und nicht weine. Da antwortete er: Ich gehöre nicht in diese Pfarrrei.

Ein Herr schickte seinen Diener, etwas zu holen. Da derselbe ganz etwas Anderes heimbrachte, so wurde sein Herr sehr unwillig und sprach: Dummer Kerl! wenn ich doch einen Esel hätt' schicken wollen, so hätt' ich g'rad' selber gehen können.

Ein Handwerksbursche und ein Jude reis'ten miteinander nach Frankfurt. Der Handwerksbursche hatte nebst seinem Felleisen noch einen schweren Mantel zu tragen, der ihm sehr zur Last wurde. Als sie Beide in ein Wirthshaus einkehrten, um zu frühstücken, entlehnte der Handwerker vom Juden einen Thaler und gab ihm den Mantel in Ver-sagung. Als sie am Abend zu Frankfurt vor's Thor kamen, gab der Handwerksbursche dem Juden den Thaler wieder zurück und nahm mit einem „Vergeltsgott“ den Mantel wieder zu Handen.

Ein Jude wurde durch Hunger gezwungen, auf seiner Reise Mittags in einem Wirthshause einzukehren. Die prächtige Einrichtung ließ den geizigen Juden ein kostspieliges Mittagsmahl befürchten. Angstlich erkundigte er sich nach dem Preise desselben. — „Einen Thaler kostet das Mittagessen,“ berichtete der Wirth. — „Und das Abendessen?“ — „Zehn Groschen.“ — „Nu, so geben Se mir a Abendesse!“ rief freudig der Israelit.

Im zehnten Jahrhundert war das Kloster St. Gallen hochberühmt im ganzen deutschen Lande und noch weit über seine Gränzen hinaus. Kaiser und Fürsten beeindruckten es mit ihren Besuchen, und aus fernen Gegenden her schickten adelige Herren ihre Söhne in die Klosterschule, damit die frommen und gelehrten Mönche etwas Rechtes aus ihnen machten. Aber es lag nicht immer im Holz. Einmal kam auch die Herzogin von Schwaben. Während man ihr die Merkwürdigkeiten des Klosters zeigte, blieb ihre Begleitschaft in den äußern Gebäuden. Damals befand sich unter der Dienstschafft des Klosters ein Thorwächter, ein alter, wunderlicher Kauz. Der bekam ein großes Wohlgefallen an der herzoglichen Kammerfrau, denn sie besaß ein munteres, aufgewecktes Wesen, und er selber hatte auch ein fröhliches Gemüth. Er hätte gar so gerne ihren Namen gewußt, aber umsonst. Da ward er zulegt mißmuthig, zog sich in seine Wächterstube zurück, nahm eine Kohle und machte einen Kreis an die Wand. Dann malte er zwei Augen hinein und einen langen Strich als Nase und einen Querstrich als Mund. Draußen vor seinem Fenster tummelte sich ein junger Klosterschüler, ein frisches, kluges Bürschlein, dem der Alte nicht wenig hold war. Er rief ihm herauf, fasste ihn mit gewaltiger Hand, reichte ihm die Kohle, stellte ihn vor die Wand und sprach: Schreib' den Namen d'runter!

Was für einen Namen? frug der Kleine.
Ihren! sprach der Wächter.

Was weiß ich von ihr und ihrem Namen, sagte der Schüler verdrießlich.

Da sieht man's wieder, brummte der Alte, wozu das Studiren gut ist! Sitzt der Bub' jeden Tag acht Stunden hinter seinen Eselshäuten und weiß nicht einmal, wie ein fremdes Frauenzimmer heißt!
